

## Buchbesprechungen

**JAHRBUCH FÜR FRÄNKISCHE LANDESFORSCHUNG.** Hg. v. Zentralinstitut für Regionalforschung an der Universität Erlangen-Nürnberg - Sektion Franken -  
Bd. 67 (2007). XII u. 355 S. m. zahlr. sw. Abb., geb.- ISBN 978-3-940049-08-7.

Erwin *Muth* widmet sich in „Der Kreuzstein im Winkelhofer Forst bei Ebrach und die Abtei Münsterschwarzach“ dem Anlass und Zeitpunkt der Setzung eines Marksteins mit erhaben aufgebrachtem Kreuz, indem er gleichzeitig die Besitzgeschichte des Forstes untersucht. Der als *Lichtenwald* oder *Closter Schwartzacher Gehölz* bezeichnete Forst gehörte seit 1066 der Abtei Münsterschwarzach und verblieb auch nach der Gründung der nahe gelegenen Zisterze Ebrach 1127 bei den Benediktinern. Sie verkauften ihn selbst in wirtschaftlicher Notlage nicht an die benachbarten Herrn von Thünfeld, und als es mit jenen zu Streitigkeiten um den Forst kam, ließen sie nach dem Spruch gegen die Thünfel-der den Kreuzstein am Südrand ihres Forstes als Grenzstein setzen. Dies geschah zwischen 1325 und 1330. Der Stein gehört also in die Reihe der hochmittelalterlichen Flurdenkmäler, die den Rechtsakt einer Grenzfestlegung bekundeten und bekräftigten. Auch als der umliegende Besitz der Thünfelder an Ebrach ging, blieb der Lichtenwald bei Münsterschwarzach, und der Stein markierte nun die Besitzgrenze zwischen den beiden Steigerwaldklöstern. Bis 1803 behielt Münsterschwarzach den Wald als Enklave im Ebracher Gebiet.

Die besitzgeschichtliche Detailstudie zeigt nicht nur eindeutig das Motiv der Setzung des Kreuzsteins und seine Funktion. Sie erschließt auch die frühe Besitzgeschichte des Winkelhofer Forstes und der umliegenden Güter und erhellt einmal mehr das gegenseitige Verhältnis der beiden Steigerwaldklöster. Ein Foto des Kreuzsteins und schöne Karten illustrieren die Studie.

Mit der Frage „Klausnerin - Nonne - Begine? Eine schwierige Kategorisierung. Zum Beginnenwesen in Franken“ setzt sich Hannah *Keß* auseinander. Würzburg bildet den Schwerpunkt ihrer Untersuchung; der Blick auf die Verhältnisse in Bamberg und Coburg weitet die Perspektive.

Im Spätmittelalter entwickelten in Würzburg - wie andernorts - Frauen (semi-)religiöse Lebensformen, die sich in verschiedenen Abstufungen vom Dasein als Ordensfrau unterschieden. Doch sind sie nicht ohne weiteres einfach dem Beginnenwesen zuzuordnen. Wo sich die Klassifizierung der Frauen als Beginen in Würzburg eindeutig vornehmen lässt - 1274 fällt erstmals diese Bezeichnung -, zeigt sich, dass ihre Zusammenschlüsse sich von eher locker gefügten zu stärker reglementgeprägten Gemeinschaften weiterentwickelten. Sie waren im religiösen und sozialkaritativen Bereich tätig, anfänglich betriebenes Gewerbe wie Tuchproduktion und -verkauf untersagte der Rat ihnen später. Vor allem aber sorgte dieser ab dem Ende des 15. Jh. für eine Vereinheitlichung des Beginenwesens, bis die Beginenhäuser schließlich ganz unter seine Aufsicht gerieten.

Beim Blick auf Bamberg stellt die Vf. bezüglich der Hinwendung von Frauen zu einem (semi-)religiösen Dasein vergleichbare Tendenzen fest, doch entstehen dort anders strukturierte, weniger vereinheitlichte Beginengemeinschaften. Den Grund sieht sie darin, dass es dem Rat nicht gelang, seinen Einfluss auf die Beginenhäuser so umfassend wie in Würzburg geltend zu machen. - In Coburg gestaltete sich das Leben der Beginen ähnlich wie in Würzburg, auch wenn ihre Anzahl geringer war. Als eine Besonderheit ist ihre Befreiung von der Bede anzuführen.

Heterogen in den Formen, flexibel in der Entwicklung, divergent in den Strukturen -das Beginentum in Franken war eine lebendige Bewegung mit vielfältigen Ausprägungen, nahm andererseits aber einen festen Platz in der städtischen Gemeinschaft ein. Die sehr sorgfältig erstellte Studie ist ein weiterer wichtiger Beitrag zur Beginenforschung im süddeutschen Raum, bestehen hier doch noch manche Defizite. Kapitelüberschriften hätten die sehr klare Binnengliederung der Studie noch besser hervorgehoben.

Martin *Fügl* untersucht in „Von der historischen Ereignisdichtung zur Volksballade? Die Dichtung ‚Eppelle von Gailingen‘ im Spiegel Nürnberger Fehdegeschichte“ die Entstehung und Entwicklung des Liedes über den populären Haudegen. *Fügl* widmet sich zunächst der Person des in die Ministerialenfamilie der Geilinge aus Illesheim bei Bad Windsheim gehörenden *Ekkelin Geyling vom Walde*. Sodann geht er auf formale und inhaltliche sowie literaturgeschichtliche Merkmale der Dichtung ein.

Herkunft und Lebensweg des Ekkelin sind in großen Zügen bekannt. 1381 werden er und sein Schwiegersohn Hermann von Bernheim sowie Dietrich von Bernheim in Neumarkt/Opf. auf Betreiben Nürnbergs und seiner Verbündeten hingerichtet. Ekkelin hatte sich mit diesen und dem Burggrafen Friedrich V. von Nürnberg so heftig in Fehden verstrickt, dass an Sühne und Konfliktbeilegung nicht mehr zu denken war. Als man seiner und seiner Kombattanten habhaft wurde, wurde ohne Verzug das Todesurteil vollstreckt.

Nach etlichen verklärenden Transformationen seiner Person und Taten („viel Fabelwerks mit eingemengen“, S. 62) mutiert der historische Ekkelin zum volkstümlichen Helden namens Epplein und wird als solcher zum Protagonisten der vielstrophigen, paarig gereimten Versdichtung „Eppelle von Gailin-gen“. Zu ihr gehörte auch eine Melodie. Die Entstehungszeit legt der Vf. in die 1. Hälfte des 16. Jh. Noch in der 1. Hälfte des 17. Jh. soll das Lied in Deutschland weit verbreitet gewesen sein. Wenngleich es in der Folgezeit wieder aus dem überlieferten Liedrepertoire verschwunden sei, hätten doch seine Episoden zur Bildung der Eppleinlegende beigetragen, von der Nürnbergs Tourismus bekanntlich heute noch profitiert.

Die Gattungsfrage ist nicht eindeutig zu klären. Aufgrund örtlich und historisch unstrittiger Zuweisungen einerseits und einem sich wandelnden Motivbestand samt der Lösung des Protagonisten von der historischen Person und ihren (Un-)Taten andererseits vermutet *Fügl* als Grundlage eine sog. historisch-politische Ereignisdichtung, die sich zur gesungenen ‚Volksballade‘ umgeformt und erweitert habe. Diese Gattung war in dem Zeitraum, in welchem die

Verbreitung des Liedes nachgewiesen ist, besonders populär, was die Überlegungen des Vf. durchaus plausibel macht. So gewinnt die mit viel Fleiß und Umsicht erstellte interdisziplinäre Studie eine über den Einzelfall hinausweisende Relevanz. - Ein aufmerksames Lektorat hätte kleine Unebenheiten glätten können, z. B.: Ekkelin wohl eher Koseform vom Kurznamen *Ecco* statt von „Eckhart“ (S. 52); *kaiserliches Landgericht des Burggrafums Nürnberg* statt „Landgericht der Burggrafschaft Nürnberg“ (S. 53); *Burggrafen von Nürnberg* statt „Burggrafen von Zollern“ (S.53); *Hermann*, nicht „Heinrich“ (S. 56) von Bernheim. Schade auch, dass dem Leser eine Kostprobe der Dichtung, etwa eine, zwei Strophen im Original, vorenthalten blieb.

Amalie *Fößel* berichtet in „Die Franziskaner in St. Jobst bei Bayreuth“ über nur 15 Jahre Klosterleben, denn lediglich von 1514 bis 1529 existierte St. Jobst, das letzte der drei Minoritenklöster im Markgraftum Brandenburg-Kulmbach/Bayreuth. Zu dürftigen archäologischen Befunden und gerade mal einem Flurnamen treten nur wenige schriftliche Quellen, die vor allem zur Gründungsmotivation, zur Erstausrüstung des Klosters und zu zwei weiteren Stiftungen Auskunft geben. Wahrscheinlich aus persönlicher Frömmigkeit hatte Markgraf Friedrich IV. d. Ä. das Kloster 9km nordöstlich von Bayreuth am Platz einer bereits bestehenden Wallfahrt gegründet. Für die Seelsorge sollten die Franziskaner zuständig sein. Spätestens 1529 dürften sie St. Jobst wieder verlassen haben, hatte doch ein Jahr zuvor Friedrichs Sohn Georg die Reformation im Markgraftum eingeführt. Nach dem Markgräflerkrieg 1553 blieben vom Klostergebäude nur Ruinen, auch Inventar und Kultgegenstände haben sich nicht erhalten. Immerhin überlebten Bücher aus dem Klosterbestand, die nach Bayreuth verbracht und von dort an die Universitätsbibliothek Erlangen weitergereicht wurden. Doch auch sie verraten wenig Spezielles über das Kloster, das - um ein Fazit aus der sorgfältigen Untersuchung zu ziehen - zum falschen Zeitpunkt am falschen Ort gegründet worden war.

Unter dem Titel „Zwischen Pilgerfahrt, Abenteuerlust und ‚weltmännischer‘ Erziehung. Eine Rekonstruktion der Italien-, Palästina- und Ägyptenreise des Hans Ludwig von Lichtenstein“ wertet Thomas *Freiler* die Reisenotizen eines jungen fränkischen Ritters aus, des 26 Jahre alten Hans Ludwig von Lichtenstein. Dieser hält die Stationen und Erlebnisse seiner Tour fest, die ihn für drei Jahre (1586-89) über Italien und Malta in die Türkei, nach Palästina und Ägypten und von dort über Konstantinopel, Siebenbürgen und Ungarn sowie Wien und Prag zurück in die Heimat führte. Der junge Mann und seine wechselnden adeligen Begleiter absolvierten ein umfangreiches Reiseprogramm. Die Hochschulvisite mit ritterlichem Ambiente (Padua) gehörte ebenso dazu wie der Besuch der Metropolen der bekannten abendländischen und morgenländischen Welt (Rom, Neapel, Kairo, Konstantinopel), und auch die christlichen ‚Highlights‘ Palästinas fehlten nicht. Überdies ging es mehrfach durch unwegsames Wüstenterrain und stürmisches Mittelmeergewässer.

So, wie der junge Lichtenstein in eine Übergangszeit zwischen Humanismus und Frühaufklärung, Reformation und Rekatholisierung hineingeboren war, so stellt sich auch seine Reise als ein Ausflug in touristische Zwischenwelten dar. Sie bewegt sich auf den tradierten Pfaden der Palästina-pilger, nimmt in manchem die chevalereske Besichtigungs- und Bildungsreise vorweg und hat gleichzeitig ausgesprochenen Erlebnischarakter.

Entsprechend ordnet der Vf. den Reisebericht ein - er beweise die Loslösung „von den früheren Paradigmen der Pilgerreisen“ (S. 105), trage aber, auch angesichts der ausgewiesenen „Freiräume“ (a.a.O.), noch nicht die Züge einer „strikt utilitaristischen Zielen“ (a.a.O.) unterworfenen Kavaliereise. Da der Vf. neben seiner Hauptquelle auf andere zeitgenössische Reiseberichte namentlich aus Franken verweisen kann, die vergleichbare Rückschlüsse zulassen, kann er die Lichtensteinreise als Beispiel dafür einstufen, wie sich mentalitätsgeschichtlich und kulturhistorisch auch das adelige Reisen in einer Umbruchszeit neu konturiert. - Eine Kartenskizze mit eingezeichneter Route hätte den gelungenen Aufsatz noch anschaulicher gemacht, eine Gliederung mit Zwischenüberschriften noch lesbarer.

Gerhard *Seibold* legt mit „Die Cammermeister genannt Camerarii - Beamte, Kaufleute, Wissenschaftler, Politiker“ eine Überblicksgeschichte dieser Familie vom 12. bis zum 18. Jh. vor. Deren Anfänge lagen in Bamberg, ab 1400 ließen sie sich dauerhaft auch in Nürnberg nieder. Von hier aus suchten sie sich in weiteren Regionen des Reiches (Sachsen, Rheinpfalz, Preußen) einen Lebensmittelpunkt, blieben aber stets im Fränkischen verwurzelt. In Bamberg wurde 1500 der Namhafteste, Joachim Camerarius, geboren. Joachims Lebenslauf und sein illustrierter Bildungs- und Berufsweg (*Graecae et omnis politoris Literaturae instaurator*) sind weitgehend erforscht. Doch *Seibold* kann zeigen, dass auch schon seine Vor- wie später seine Nachfahren aufgrund besonderer Fähigkeiten herausragende Leistungen erbrachten, wenn es um Ausbildung und Beruf, um die Wahl des passenden Ehepartners oder um Besitzerwerb und -mehrung ging, wobei zeitgenössisch rollen- und statusgerecht die männlichen Nachkommen dominierten. Man wusste die richtigen Kontakte zu knüpfen und zeichnete sich durch ein besonders hohes Maß an Offenheit und Mobilität aus. So erfassten und nutzten die Camerarii ebenso klug wie sensibel die Strömungen und Umbrüche ihrer Epoche: Sie bewiesen Sinn für Handel und Erwerb, beförderten die humanistischen Ideen und Ideale, stellten sich dem Impetus der Reformation samt deren politischen und pädagogischen Erfordernissen und gehörten zum Kreis jener, die das aufkeimende Interesse an den voraussetzungslosen Naturwissenschaften, namentlich an der Botanik und der Medizin, aufgriffen. Ihr Weitblick nutzte stets auch den Institutionen, in denen sie tätig waren.

Entstanden ist das Panorama einer faszinierenden Familie, die über 7 Jahrhunderte Bedeutsames leistete. Die farbige, interessante Darstellung wird durch einen Stammbaum und 21 Abbildungen ergänzt. Auch der Hinweis auf die umfangreiche Briefsammlung der Camerarii fehlt nicht, die in München, Erlangen und Nürnberg noch auf ihre weitere Auswertung wartet.

Die Musik- und Orgelwissenschaftler Hermann *Fischer* und Theodor *Wohnhaas* würdigen in „Der Orgelbauer Mathias Tretzschler (1626-1686) in Kulmbach“ dessen Leben und Werk und stufen ihn dabei als den bedeutendsten Orgelbauer des frühen Barock im Markgraftum Brandenburg-Bayreuth und in Mainfranken ein. Eine biographische Skizze zeichnet zunächst den Lebens- und Ausbildungsweg des in Böhmen geborenen Tretzschler nach, der sich mit seiner Frau Susanna nach Umwegen - 1650 mussten sie als Lutheraner das habsburgische Böhmen verlassen -1654 in Kulmbach niederließ. Dort richtete er Wohnhaus und Werkstatt ein und avancierte bald, als Organist und Orgelbauer,

zum Mitglied des Kirchenvorstands und Inneren Rats. Nach seinem Tod 1686 wurde der Betrieb an den Meistergesellen verkauft. Dieser führte die Werkstatt noch bis zu seinem Tod 1730 weiter.

Der sehr gut ausgebildete, seit früher Gesellenzeit mit verantwortungsvollen Aufgaben betraute Orgelbauer Tretzscher schuf, wie die Vf. anhand des sorgfältig erstellten Werksverzeichnisses belegen, sehr viele Instrumente und bewegte sich dabei in einem erstaunlich weiten Aktionsradius. Sein vielseitiges Können war allseits geschätzt. Höhepunkt seiner Tätigkeit war die Renovierung der spätgotischen Orgel in Straßburg, die er zwischen 1658 und 1660 vornahm.

Der Aufsatz ist ein wichtiger Beitrag zur Detailzeichnung der frühbarocken böhmisch-sächsisch-fränkischen Orgellandschaft und ergänzt damit auch das Bild des zeitgenössischen Musiklebens im erfassten Raum.

„Die Not der frühen 1770er Jahre und der Niedergang des Ancien regime, dargestellt am Beispiel der Reichsstadt Nürnberg“ wird von Manfred *Vasold* in der Zusammenschau von diversen Naturereignissen sowie deren Folgen für die Landwirtschaft, vornehmlich den Getreideanbau, und den daraus resultierenden Lebensbedingungen, beschrieben und erklärt. Ausgehend von der Auffassung, die Bedeutung der Naturereignisse für die Historiographie sei bisher eher vernachlässigt nur den, legt der Vf. dar, wie die sog. Kleine Eiszeit im 18. Jh. und die Hungerkrise von 1770 bis 1772 mit ihren Begleit- und Folgeerscheinungen den wirtschaftlichen Ruin und den Staatsbankrott in Nürnberg wie in ganz Europa beschleunigten und den Niedergang des Nürnberger Gemeinwesens im Alten Reich wesentlich mit verursachten. Zur Untermuerung führt der Vf. zu den genannten Krisenerscheinungen eine Fülle von Fakten an, z. B. betreffs Witterungsunbilden oder steigenden Getreidepreisen, und er belegt den Rückgang der Bevölkerung durch Angaben zu Infektionskrankheiten, Geburtenverlust und Tod. Zusätzlich werden vergleichbare Gegebenheiten weit jenseits der Grenzen Nürnbergs aufgezählt. Eher wenig Raum hingegen ist dem Krisenmanagement der Nürnberger Verantwortlichen gewidmet. Gern hätte man z. B. erfahren, welche zeitgenössischen Reaktionsmuster Krisenhilfe boten, und inwieweit neben dem überforderten patrizischen Stadtr Regiment die wirtschaftlich immer noch potente Großkaufmannschaft eigene Kräfte mobilisierte, um die Stadt vor dem völligen Ruin zu bewahren.

Die materialreiche Studie erschließt wichtiges natur- und medizingeschichtliches Terrain und macht Lebensverhältnisse kurz vor dem Ende des Alten Reichs aus einem erweiterten Blickwinkel deutlich. Vielleicht wäre durch eine noch stärkere Fokussierung auf Nürnberger Sachverhalte das lokalgeschichtliche Kolorit noch genauer getroffen worden.

Claus *Bernet* widmet sich in „Lebensreform in Oberfranken. Hans Klassen und die Kommune Neu-Sonnefeld“ einer bislang noch wenig erforschten sozialen Randgruppe: der von den Quäkern beeinflussten Gemeinschaft Neu-Sonnefeld, die sich im Dorf Sonnefeld bei Coburg niedergelassen hatte. Als „Kommune“ (S. 241) ordnet sie der Vf. den kollektivistisch ausgerichteten Zusammenschlüssen der Krisen- und Reformjahre der Weimarer Republik zu. Gegründet 1923 von Hans Klassen, erlebte sie ihre Blütezeit zwischen 1925 und 1928. Ihre Mitglieder waren zunächst Baptisten und Mennoniten, auch Beziehungen zu den Quäkern waren von Anfang an vorhanden. Später verfestigten sich diese, zumal einige Neu-Sonnefelder der Dachorganisation der deutschen Quäker, der Deutschen Jahresversammlung, beitraten. Die Kommunemitglieder waren in der Landwirtschaft und im Handwerk tätig und führten ein karges, religiös-asketisch ausgerichtetes Leben. Daneben widmete man sich der Kinder- und Jugendarbeit. Zum Staat hielt man Distanz. 1928 zählte die Kommune 14 Mitglieder, ein Freundeskreis von weiteren 30 Personen unterstützte sie. Der Verfall begann, als ihr Gründer sie 1928 verließ und die deutschen Quäker den Neu-Sonnefeldern von 1930 an Wohlwollen und Unterstützung entzogen. Das endgültige Ende kam wohl 1933.

Der zweite Teil des Aufsatzes ist dem Kommunegründer Hans Klassen gewidmet, einer umtriebigen, schillernden Figur auf unsterblicher Lebensbahn, die zum Protagonisten eines heute vergessenen Kleinstadtromans wurde. Verfasserin war, als Detail interessant, unter dem Pseudonym Georg Munk Paula Buber, die Ehefrau Martin Bubers. - Wenig ist von den Neu-Sonnefeldern und ihrem Gründer Klassen geblieben. Das Verdienst *Bernets* ist es, dieses Wenige zusammengefasst und trotz der dürftigen Quellenlage schlüssig dargestellt zu haben.

Im Vorgriff auf seine Dissertation zur Firmengesamtgeschichte gibt Pascal *Metzger* in „ ‚Arisierung‘ eines ‚arischen‘ Unternehmens? Der Abstieg der Nürnberger Maschinenfabrik Joh. Willh. Spaeth in der NS-Zeit“ einen Einblick in deren Geschick im angezeigten Zeitraum. Dieses war eng mit der Lage im Südosten Nürnbergs am Dutzendteich verknüpft, hielten doch in direkter Nachbarschaft seit 1927 die Nationalsozialisten hier ihre Parteitage ab und begannen nach der „Machtergreifung“ ab 1934 ihr gigantisches Reichsparteitagsgelände (RPTG) zu errichten. Als ab 1935 der „Zweckverband Reichsparteitag Nürnberg“ (ZRN) zielstrebig das RPTG auszubauen begann, trieben die begleitenden NS-Maßnahmen die benachbarte „arische“ Traditionsfirma immer tiefer in den finanziellen Ruin. Zwang zum Verkauf von Firmengrund, partieller Ausschluss von öffentlichen Aufträgen, Störung der Produktion, drohende Verlegung der Fabrik und weitere Behinderungen der Betriebsabläufe waren die Machenschaften, wie sie ähnlich bei der „Arisierung“ jüdischen Besitzes praktiziert wurden, auch wenn es zu einer Zwangsenteignung nach Kriegsbeginn nicht mehr kam.

Die im Titel der Studie aufgeworfene Frage ist mithin in Bezug auf die angewandten NS-Methoden geklärt. - Durch die angekündigte Einbettung der verderblichen „Arisierungs“-phase in das Vor- und Nachher der Spaethschen Firmengeschichte werden sich die geschilderten Vorgänge noch schlüssiger einordnen lassen - man darf von der Dissertation des Vf. einen differenzierten Beitrag zur Nürnberger Wirtschaftsgeschichte des 19. und 20. Jh. erwarten.

Als erweiterten Text eines kurzen Teilkapitels seiner 2007 erschienenen Dissertation „Frankens braune Wallfahrt. Der Hesselberg im Dritten Reich“ legt Thomas *Greif* den Aufsatz „ ‚Die deutscheste aller Landschaften‘. Das Franken-Bild des Nationalsozialismus“ vor. Das Zitat im Aufsatztitel stammt von Reichspressechef Otto Dietrich. Der von den Nationalsozialisten unscharf und historisch ignorant verwendete Raumname „Franken“ wird begrenzt auf Mittelfranken, den Herrschaftsbereich des „Frankenführers“ Streicher. Der Name wird umgedeutet in ein völkisch-rassistisches Ideologem, das als „Gau“-name dient. Appositionen wie „Kernland Deutschlands“ (S. 294) sollen zudem eine besondere Stellung Frankens innerhalb des nationalsozialistischen Deutschlands suggerieren, auch, um Frankens Bedeutung als „alte Hochburg der (NS-)Bewegung“ (S. 289) zu unterstreichen. Überkommene Idyllevorstellungen,

Antimodernismen und imperiale Ansprüche konnte dieses Frankenbild genauso gut bedienen wie die aktuelle NS-Ideologie. Vor allem Nürnberg, die „Stadt der Reichstage (und) ... Reichsparteitage“ (S. 292), sowie der Hesselberg, der „heilige Berg der Franken“ (S. 293), wurden vereinnahmt, ließen sich hier doch besonders mühelos ältere Überlieferungen und Mythen mit den aktuell geschaffenen Pseudotraditionen vermengen. Daneben mussten die Burg Hoheneck bei Ipsheim und die Stadt Dinkelsbühl entsprechende Klischees liefern. - Was eher knapp und pointiert in der Dissertation des Vf. umrissen ist, vertieft die vorliegende, kultursoziologisch und mentalitätsgeschichtlich angelegte Studie in erfreulich ausführlicher und detaillierter Weise.

Mit dem Beitrag „Entnazifizierung in Nürnberg - Die Durchführung des Spruchkammerverfahrens in der ehemaligen ‚Stadt der Reichsparteitage‘“ stellt Ulrich *Schuh* wichtige Ergebnisse seiner unter dem gleichen Titel 2006 erschienenen Magisterarbeit vor. Der Überblick umfasst den Zeitraum zwischen 1945 und 1950 und behandelt vorrangig die Entnazifizierungsmaßnahmen, wie sie anhand des sog. Befreiungsgesetzes ab März 1946 von deutscher Seite durch die öffentlichen Ankläger bzw. die Spruchkammern durchgeführt wurden. Einrichtung und Zusammensetzung der sieben Nürnberger Kammern werden ebenso beschrieben wie deren Tätigkeit. Diverse Beispielfälle (Verurteilung als „Mitläufer“, als „Hauptschuldiger“, als „Belasteter“) illustrieren das Vorgehen; anhand prominenter Angeklagter (Franz von Papen, Artur Axmann) kann Schuh zudem die Divergenz der Fallbehandlung zwischen der strengen Anfangs- und der mildernden Endphase der Entnazifizierung nachweisen, die sich u. a. dem allgemeinen Stimmungswandel verdankte. Gleichzeitig widerlegt Schuh gängige (Vor-)Urteile: Die Verfahren gegen die NS-Lokalgrößen Georg Gradl, Hans Zimmermann und Dr. Benno Martin bewiesen, dass in Nürnberg selbst nach 1948 gegen die örtliche Funktionärselite keine Nachsicht geübt wurde. Leider bleibt an dieser Stelle offen, ob auch und wie viele Frauen vor den Nürnberger Spruchkammern zur Verantwortung gezogen wurden, und ob es hierbei geschlechts- bzw. rollenspezifisch gefärbte Urteile gab.

Zu Arbeitslagerstrafen verurteilte Personen wurden in das Lager Nürnberg-Langwasser eingewiesen. Die Vorgänge dort sowie die Urteile der eigens eingerichteten Lagerspruchkammer erhellen ebenfalls die problematischen Züge der Entnazifizierungspraxis. So kam bald Kritik daran bei allen gesellschaftlichen Kräften auf. Doch trotz der Probleme und der tiefen Verstrickung Nürnbergs in den Nationalsozialismus habe, so das Fazit des Vf., die Entnazifizierung mitgeholfen, dass die Sozialdemokratie in der Stadt bald wieder Fuß fassen konnte. - Man darf auf die Dissertation Schuhs gespannt sein, worin neben der Entnazifizierung in Nürnberg die in weiteren fränkischen Landesteilen untersucht wird.

Den Band beschließt der Beitrag „Der Luftkrieg im öffentlichen Gedenken. Wandlungen der Erinnerungskultur in Nürnberg und Würzburg nach 1945“ von Georg *Seiderer*. Der Vf. geht anhand lokaler Zeugnisse aus den beiden fränkischen Großstädten der Frage nach, wie dort die Erinnerung an die alliierten Bombenangriffe zwischen den 50er Jahren und heute ins öffentliche Bewusstsein gerückt wurde. Dabei kann er unterschiedlich ausgeprägte Formen des Gedenkens ausmachen, die er in drei Phasen unterteilt: Nach einer - wegen der zeitlichen Nähe zum Geschehen - intensiv gepflegten Erinnerung bis Mitte der 60er Jahre und einem Abflauen in den 70er Jahren lebte das Gedenken an den Bombenkrieg und seine Opfer in beiden Städten seit Beginn der 80er Jahre wieder auf, wobei insbesondere die herausgehobenen Jahre 1995 und 2005 eine Intensivierung der Erinnerung bewirkten. Im Unterschied zu Nürnberg regte sich in Würzburg das Gedenken in der dritten Phase früher und nachdrücklicher. Auffällig, aber auch einleuchtend ist, dass, um des Untergangs der Bischofsstadt im Bombenhagel und ihres Wiederaufbaus zu gedenken, immer wieder (soweit aus den vom Vf. zitierten Belegstellen ersichtlich) religiöse Metaphern von Tod und Auferstehung genutzt werden. Leichter als Nürnberg tat sich Würzburg ferner, öffentlich einen Kausalnexus zwischen alliierter Luftkrieg und NS-Verbrechen herzustellen, nämlich bereits vor 1950, während Nürnberg - vormals ja NS-Hochburg - Vergleichbares erst im Kontext der bundesweit betriebenen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus seit ca. 1960 tat.

Insgesamt kann, so der Vf., angesichts der Gedenkrituale weder von einer Tabuisierung der Luftkriegsereignisse noch von einer Selbstviktimisierung gesprochen werden. -Die Abhandlung ist ein präziser, konkreter Beitrag zur allgemeinen Kriegsofferdebatte; zumal sie gleichzeitig den mentalen Lernprozess zweier Kommunen auf diesem besonderen zeitgeschichtlichen Terrain nachvollziehbar macht.

*Elisabeth Fuchshuber-Weiß*

---

WI•KOMM•VERLAG

Wissenschaftlicher Kommissionsverlag

*Internet:*

[www.wikommverlag.de](http://www.wikommverlag.de)  
[www.franken-im-buch.de](http://www.franken-im-buch.de)